

Zur Eröffnung der Ausstellung
„Angekommen?! Lebenswege jüdischer Einwanderer“
in Dorsten am 21.2.2010

מוזיאון יהודי ומטפליה
Jüdisches
Museum
Westfalen

Wege der Ankunft

Ich freue mich sehr, dass wir heute eine Ausstellung eröffnen können, die mehr als nur Objekte darstellt. Sie vermittelt Lebenswege und zeigt die Beseitigung der Stolpersteine auf dem langen Weg der Ankunft der jüdischen Einwanderer im Ruhrgebiet. Die Menschen, die in der Ausstellung porträtiert werden, haben sich für ein Leben hier in Nordrhein-Westfalen entschieden.

Wir haben Biographien von 24 Zuwanderern aus Russland, der Ukraine und anderen GUS-Staaten zusammengetragen, die als ein Querschnitt der Einwanderer gelten können. In den Interviews, die den Biographien zugrunde liegen, kommen die Menschen selbst zu Wort, die Ausstellung verzichtet auf Interpretationen.

Ich möchte mit einem kurzen historischen Rückblick beginnen. Bei der jüdischen, genauer aschkenasischen Zuwanderung der 1990er Jahre aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland handelt es sich im Grunde um eine Rückwanderung.

„Aschkenas“ steht in der jüdischen Tradition für ‚die Deutschen, d.h. als Aschkenasim bezeichnet man die ‚Juden, die in Deutschland wohnen‘. Von dem Aschkenasischen ist das ‚Sefardische‘ zu unterscheiden, ein spanischer Dialekt, den die Juden bei ihrer Vertreibung aus Spanien im 15. Jahrhundert in alle Fluchtländer mitnahmen. Hebräisch bzw. Aramäisch wurde dagegen nur im Gottesdienst und nicht als Umgangssprache verwendet. Erst im 19. Jahrhundert mit der jüdischen Aufklärung (Haskala) und dem Zionismus wurde es wieder zur Profansprache, die heute von ca. 6 Millionen Menschen in Israel und in der Diaspora gesprochen wird.

Es handelt sich also zum größten Teil um aschkenasische Juden. Seit dem ersten ihnen vom polnischen König Kasimir erteilten Privileg aus dem 13. Jahrhundert, hatten sich viele Juden in Ostmitteleuropa niedergelassen. Sie lebten in den Gebieten, die durch die drei polnischen Teilungen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zu Russland gekommen sind. Aus Deutschland hatten diese Menschen ihren moselfränkischen Dialekt, den sie selbst ‚deutsch‘, die anderen aber ‚Jiddisch‘ nannten, mitgenommen. Nicht nur sprachlich fühlte man sich mit der deutschen Kultur tief verbunden. Man heiratete auch untereinander und es bestanden vielerlei verwandtschaftliche Beziehungen über die Landesgrenzen hinweg.

In Deutschland trat seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vor allem in den Städten an die Stelle des Jiddischen das Hochdeutsche. Man hatte sich seit dem Wirken des Philosophen und Lessingfreundes Moses Mendelssohn immer mehr in die deutsche Gesellschaft integriert und assimiliert. Die deutschen Juden sahen deshalb in den jüdischen Flüchtlingen, denen man nach den russischen Pogromen im Berliner Scheunenviertel nun wieder begegnete, bestenfalls die armen fernen Verwandten. Man bemerkte vor allem die äußeren Unterschiede der Kleidung und der Sprache und viel weniger die Gemeinsamkeiten.

Während des Ersten Weltkrieges kam es dann aber zwischen den weitgehend assimilierten deutsch-jüdischen Offizieren, Soldaten und Feld-Rabbinern und der jüdischen Bevölkerung in ihren Stettln zu einer beide Seiten befruchtenden Begegnung. Arnold Zweig hat ihr in seinem Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ ein Denkmal gesetzt. Damit war in Deutschland ein neues Interesse an diesen Menschen entstanden, die man ‚Ostjuden‘ nannte. Nun entdeckte man ihre Nähe und ihren inneren Reichtum neu.

In dem großen Siedlungsraum, der sich über Polen, Litauen, Weißrussland und die Ukraine erstreckte, gab es viele jüdische Dörfer und in einigen kleinen Städten bildeten die Juden die Mehrheit der Bevölkerung. Es gab jüdische Bauern und Gutsverwalter, Handwerker, Gastwirte und Kaufleute, der Groß- und Fernhandel lag in ihren Händen. Andere waren als Ärzte, Dolmetscher und Wissenschaftler tätig. Vor allem lagen hier die großen geistigen Zentren des Judentums. So trug die Stadt Wilna (litauisch Vilnius) wegen ihrer vielen Synagogen und Lehrhäuser den Ehrentitel eines nördlichen Jerusalems.

Arnold Zweig schreibt:

„In den niederen Holzhäusern seiner langgedehnten oder rundgewobenen Straßenzüge sitzen – oder saßen – Tausende von jüdischen Familien. Wie in Wilna, der geliebten Mitte, machen sie in all den kleineren Flecken, Städtchen, Mittelstädten bis zu neun Zehnteln der Bevölkerung aus. Sie sind die Schneider, und Schuster, die Gläser und Klempler, die Zimmerleute und Kutscher, die Buchbinder und Wagenmacher. Sie sind die Kleinhändler, sie sind die Bürger.“

Als dann während des 2. Weltkrieges die deutsche Wehrmacht im Juni 1941 die Sowjetunion überfiel, erinnerten sich die Juden in diesen Gebieten an die glücklichen Begegnungen mit den Deutschen im 1. Weltkrieg, man war in ihren Stetln voller froher Erwartungen den Deutschen gegenüber. Selbst noch, als die ersten entsetzlichen Berichte von den Mordtaten der SS und der Wehrmacht in die noch nicht besetzten Gebiete gelangten, wollte man ihnen nicht glauben. So erhielt auch die Redakteurin Irina Gluschkina, die älteste hier portraitierte Migrantin (Jahrgang 1924), und ihre Mutter eine Frontnachricht mit einem solch unfasslichen Bericht. Sie flüchten ins Landinnere – weiter nach Osten und überlebten.

Die beiden ältesten Männer unter den Zuwanderern – die in dieser Ausstellung zu Wort kommen - wurden 1936 und 1938 geboren. Auch sie haben die Zeit der deutschen Besatzung und Verfolgung, wenn auch als Kinder, noch selbst erlebt und berichten darüber. Der Ältere von beiden erlebte fünfeinhalb-jährig den Hungerwinter 1941/42 in der belagerten Stadt Leningrad, ehe es der Familie gelang, aus der Stadt zu entkommen. Felix Lipski, der 1938 im weißrussischen Minsk geboren wurde, verbrachte in unvorstellbarer Not seine Kindheit in einem Ghetto und Lager. Ihn traf damit das schwerste Kinderschicksal aller dieser Migranten. Dass er überleben konnte, lässt sich nur als ein Wunder bezeichnen.

Mehrheitlich handelt es sich bei den in dieser Ausstellung Portraitierten um Menschen, die nach dem 2. Weltkrieg geboren wurden, der mit dem Sieg über das Hitler-Deutschland zum großen Vaterländischen Krieg geworden war. Der Sieg über die Deutschen am 9. Mai 1945 wurde von allen Juden, gewiss nicht nur in der Sowjetunion, als große Befreiung empfunden. Sie alle haben sich deshalb mit ihrer Gesellschaft identifiziert. Wer zuvor noch dem kommunistischen Regime ablehnend gegenüber stand, solidarisierte sich jetzt mit der Partei und Regierung. Denn das ganze Land hatte sich gegen die Angreifer gewehrt und schwere Opfer hinnehmen müssen. Der Einfluss der kommunistischen Staatsdoktrin war deshalb zwangsläufig in den meisten Lebensläufen sehr prägend. Einige traten in die kommunistische Partei ein und stiegen in staatlichen Ämtern auf.

Die Anerkennung des sowjetischen Regimes bedeutete andererseits, dass man mit dem Atheismus, der zur Staatsraison der Sowjetunion seit 1917 gehörte, leben musste. Auch hatte die sowjetische Gesellschaft vom Zarenreich den verletzenden Antisemitismus übernommen, auch damit musste man zurechtkommen. Das Judentum wurde in der Sowjetunion als Nationalität verstanden und in den Ausweispapieren als solche vermerkt. Angesichts der verbreiteten antisemitischen Gesinnung wirkte sich die Anerkennung der Juden als eigene Nation und die Eintragung im Ausweis negativ aus, denn dies führte oft zur Diskriminierung.

Unter diesen Umständen hat mit der Zeit auch das Bekenntnis zu den eigenen jüdischen Wurzeln und damit auch die Erinnerung an sie gelitten. Am stärksten haben sich meist die bis in die Kindheit zurück reichenden Erinnerungen an die jüdische Küche der Großeltern mit ihren Düften und Gerüchen eingepägt. Manche hielten auch noch an einzelnen Bräuchen wie das Fasten am Jom Kippur, dem Versöhnungstag, oder am Essen des ungesäuerten Brotes, der Mazze, an Pessach fest oder erinnerten sich an das von den Eltern oder Großeltern gesprochene Jiddisch. Es sind nur wenige, die es auch noch selbst gelernt haben. Im ungünstigsten Fall war nur das Zerrbild des Juden geblieben, das die Antisemiten von ihm zeichneten. Einige dieser Menschen entdeckten erst in Deutschland den Wert ihres eigenen jüdischen Erbes.

Alle hier vorgestellten Personen haben die frühere Sowjetunion in der Zeit von 1991 bis 2005 verlassen. 1991 ist das Jahr, in dem Michail Gorbatschow gestürzt wurde, nachdem er 1985 zum Generalsekretär der Kommunistischen Partei gewählt worden war. Auf die von ihm eingeleiteten Reformen des Strukturwandels (Perestrojka) und der Transparenz (Glasnost) waren die meisten Menschen in der Sowjetunion nicht vorbereitet gewesen. Greifbarer als die Beendigung des Kalten Krieges waren für die meisten von ihnen die praktischen Auswirkungen dieser Reformen und der Privatisierungen nach 1991 unter Jelzin. Mit der Aufhebung der Planwirtschaft und der Preisbindung kam es zu einem weitgehenden Zusammenbruch der Volkswirtschaft, die die Bevölkerung schwer belastete.

Wünsche nach wirtschaftlicher Veränderung haben oft mit eine Rolle bei der Auswanderung gespielt. Der wichtigste Grund der Auswanderung war aber der Antisemitismus, der sich gegen sie als Juden richtete. Den Antisemitismus hat es zwar immer gegeben. Mit den Nöten des wirtschaftlichen Umbruchs war er aber angeschwollen und teilweise sogar bedrohlich geworden. Vor dem Hintergrund des Holocausts war dieser Antisemitismus auch für die deutsche Regierung und ihre Behörden der Grund, die Einwanderung zuzulassen und zu fördern. Ihre Absicherung wurde auf solide Grundlage gestellt, mit starken sozialen Systemvorteilen.

Obwohl es sich bei dem Auswanderungszeitraum nur um knapp 20 Jahre handelt, darf nicht übersehen werden, dass dies Jahre großer Veränderungen waren, mit denen die Menschen unterschiedlich gut zurechtgekommen sind. Diejenigen von ihnen, die in den frühen 90er Jahren nach Deutschland und ins Ruhrgebiet kamen, waren in ihrem Denken noch ganz von der sowjetischen Gesellschaft geprägt, ihnen wurde ohne Vorbereitung abverlangt, eine ihnen vollkommen fremde pluralistische Gesellschaft mit anderen Wertvorstellungen zu verstehen. Wer später kam, hatte schon im Heimatland den Zusammenbruch der alten Gesellschaftsstruktur erlebt. Vor allem die Jüngeren hatten sich meist schon auf die neue Gesellschaft einstellen können. Manche hatten bereits die Gelegenheit gehabt, einige Zeit eine der neu eröffneten jüdischen Schulen zu besuchen. Ihnen waren so wieder die jüdischen Werte und ihre eigenen Wurzeln vertraut. Ihre Eltern hatten bisweilen schon den Weg in die Selbständigkeit gewagt.

Die Einwanderer waren fast alle in ihren Heimatländern beruflich und gesellschaftlich erfolgreich gewesen. Abhängig von Alter, Bildung und Veranlagung, aber auch vom Zeitpunkt der Einwanderung gelang die Eingliederung hier im Ruhrgebiet sehr unterschiedlich. Für die meisten bedeutete die Integration in die Gesellschaft der neuen Heimat zunächst unvermeidlich einen beruflichen und gesellschaftlichen Abstieg. Eine wichtige Rolle spielte hier die aufnehmende Gesellschaft. Es dauerte eine Weile, bis die Einwanderer, nicht nur die akademisch aktiven, schätzten, sondern auch die ehrwürdige Arbeit eines Arbeiters, Bäckers, Metzgers oder Handwerkers wahrnahmen. Auch bis die Kreativen unter ihnen sich ihre Entwicklung zugestehen konnten. Die Porträtierten verlassen sich auf ihre mitgebrachten Fähigkeiten, lernen aber ununterbrochen Neues dazu. Doch die Eingliederung hängt nicht allein von ihrem Willen ab.

Wo die Repräsentanten der Kommune oder einzelne private Personen auf die Neubürger zugehen, wurde das Einleben erleichtert.

Die Begegnung mit den jüdischen Gemeinden, die einen großen Teil der sozialen Betreuung übernommen haben, verlief recht unterschiedlich. Manchmal dominierten auch Missverständnisse.

In Deutschland, in das die Migranten ab 1990 kamen, lebte bereits eine kleine jüdische Gemeinschaft von ca. 20.000 Mitgliedern. Es waren Nachkommen der Menschen, die 1945 aus den Lagern befreit worden und hier geblieben waren oder aus Israel nach Deutschland zurückkehrten. Die Mehrheit stammte aus anderen Heimatländern, ein kleinerer Teil waren Deutsche wie beispielsweise der Begründer und erste Herausgeber der Jüdischen Allgemeinen, Karl Marx in Düsseldorf. Diese Menschen hatten die ersten Gemeinden und Synagogen nur sporadisch wieder aufgebaut, denn sie konnten sich lange ihre eigene Ankunft nicht zugestehen. Die Hiergebliebenen bildeten keine deutsche Gemeinschaft, sondern sie saßen noch auf ihren gepackten Koffern. Die mahnende und oft rückwärtsorientierte Rolle in der Gesellschaft war ihnen wichtig. Bei den Neueinwanderern überwiegt die Zukunftsperspektive.

In diesem Zusammenhang sind alle Interviews sehr emotional, aber die Emotionen sind nichts Falsches. Auch sie – wie die Institutionen - bringen uns in den akademischen und zwischenmenschlichen Diskussionen und Beziehungen weiter. Wer ist Jude? Was ist jüdisch? Jüdische Identität – worum es in der Ausstellung unter anderem geht – konnten viele nicht wie die Geschichte Chinas und die des Mittelalters diskutieren; denn es berührte sie ganz tief. Jüdischsein kann also viele Facetten haben: religiös, ethnisch oder kulturell. Wichtig sind die Einflüsse dieser Fragen auf eine gesellschaftlich-politische Wahrnehmung. Diese Ausstellung regt also eine Diskussion an, die fruchtbar für innerjüdische Fragen ist und die auch der Mehrheitsbevölkerung Anreize im Umgang mit Migranten und Juden gibt. Judentum bedeutet Tradition, Glauben, geteilte Geschichte. Oft wird es von den Reformjuden zugespitzt so formuliert: Derjenige ist Jude, der seine Kinder jüdisch erzieht. Für die orthodoxe Sichtweise ist das inakzeptabel, weil die Halacha – die jüdische Gesetzgebung – andere Vorgaben macht wie z. B. die jüdische Mutter.

Nun sind in Westeuropa die Grundbegriffe der Demokratie keine Gebote, sondern Gesetze, zu denen man sich nicht bekennen, sie aber befolgen muss, wenn man hier lebt. Dazu gehören die Meinungsfreiheit, auch Religionsfreiheit, d.h. Zugehörigkeit oder Atheismus, die Selbstbestimmung des Individuums und eine weitgehende Trennung von Religion und Staat. So zeigt diese Ausstellung wie die Migranten auf ihrem Weg auf Vertrauen stoßen und es zu einer eigenen Lebensform machen.

Diese Migranten, insgesamt mehr als 220.000 Menschen aus Moskau und St. Petersburg, Dnepropetrowsk und Charkow, Kamenez- und Mohilew-Podolski, Riga und Vilnius, von denen sich etwa die Hälfte den Gemeinden angeschlossen hat, bilden längst die jüdische Mehrheit in Deutschland. Viele Gemeinden wurden erst von ihnen gegründet und werden von ihnen geleitet. Sie haben ihre Koffer ausgepackt, sie wollen bleiben, ihre Mitte finden und in der eigenen Entwicklung vorankommen. Damit auch sie der sie aufgenommenen Gesellschaft Impulse geben und das Miteinander leben können.

Ein Schock war für die meisten die unterwarteten Schwierigkeiten, die sich ihnen bei der Suche nach einer Arbeitsmöglichkeit entgegenstellen. Kaum einer war darauf vorbereitet, aber sie wollten keine Transferleistungen, sie strebten einen eigenen Verdienst an. Ihre Diplome und andere Berufsabschlüsse wurden hier in Deutschland nicht anerkannt. Aus einem Diplom-Ingenieur oder einem Chirurgen mit langjähriger Berufserfahrung wurden gleichsam über Nacht unqualifizierte Hilfskräfte. Und selbst wenn sie bereit waren, als solche zu arbeiten, stellte sich heraus, dass es für ungelernete Arbeiter keinen Bedarf gab. - Erst seit dem 3. Dezember 2009 debattiert der Deutsche Bundestag die Anerkennung ausländischer Abschlüsse. Es soll im Laufe dieses Jahres ein entsprechender Gesetzentwurf eingebracht werden. Diese Gesetzesinitiative kommt zwar für die hier vorgestellten Menschen zu spät. Doch auch sie sind ihren eigenen Weg gegangen.

Dementsprechend bedurfte es viel Fleiß, Ausdauer und Fantasie, wenn man die beruflichen Hürden nehmen wollte. Selbstverständlich mussten die meisten erst Deutsch lernen. Eine Bereitschaft, in einem weniger angesehenen Beruf zu arbeiten, ist erstaunlich oft zu beobachten. Manchmal reicht eine Umschulung oder ein Praktikum aus, um eine Stelle zu ergattern, manchmal gelingt die berufliche Eingliederung erst nach langen Umwegen.

In dieser Ausstellung geht es um Wege und um die Möglichkeiten der Veränderung im Prozess der Überwindung von Grenzen, der Gewinnung von Zugehörigkeit und des Baus eines eigenen Ortes. Die Ausstellung zeigt die Wege der Ankunft und begreift die Einwanderung der Juden nach Deutschland als ein Wink der Geschichte, als einen historischen Prozess. Die jüdische Gesellschaft in Deutschland setzt auf Zukunft. Sie kennt die Vergangenheit, macht aber in der Gegenwart ihre Geschichte zur Realität. Das sind Menschen, die ihre Weltanschauung, Religion und Ideologie leben. Pluralität und Vielfalt sind wichtige Bestandteile unserer gelebten Demokratie. Das jüdische Leben in Deutschland ist nicht mehr gebückt, geduckt und verschwiegen. Es wird von den Menschen, die freie demokratische Meinungsbildung und ihre eigenen Herkunftstraditionen kennen, getragen. Aber auch diese Menschen sind nur zum Teil angekommen, zum größten Teil sind sie noch auf dem Weg.

Im Judentum spürt man die Aufbruchsstimmung zweimal im Jahr: einmal zu Rosh Hashana – zum Neujahrsfest – im Herbst und zum anderen zu Passahfest im Frühjahr, weil man nicht mehr in der Sklaverei lebt, sondern sich im Prozess der inneren Befreiung befindet. Heute – einige Wochen vor Pessach – beginnen bereits die Vorbereitungen – hier geht es um die Erneuerung der Kultur des eigenen Selbst – wie beim Auszug der Israeliten aus Ägypten. Es gibt nicht nur resolutes und aussichtslos rebellisches Sklaventum. Man muss nur mit gesammeltem Wesen, mit auferstandener Beziehungskraft zu dieser Freiheit ausgehen.

Ich möchte mit Martin Buber, einem der bedeutendsten Religionsphilosophen, der bei seinem Großvater in Lvov (Lemberg/Galizien) aufgewachsen ist, schließen: **„Vom Glauben an die Unfreiheit frei werden, heißt frei werden. Erst dann ist eine wirkliche vorurteilslose Begegnung in Verbundenheit auf jeder Ebene möglich“.**

Dr. Svetlana Jebrak, Kuratorin der Ausstellung